

Bernhard Hauptert · Susanne Maurer
Sigrid Schilling · Franz Schultheis (Hrsg.)

Soziale Arbeit
in Gesellschaft.
Teil der Lösung—
Teil des Problems?



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Thomas Grütter, Peter Lang AG

ISBN (br.) 978-3-0343-1178-6 ISBN (eBook) 978-3-0351-0402-8

© Peter Lang AG, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Bern 2012
Hochfeldstrasse 32, CH-3012 Bern, Schweiz
info@peterlang.com, www.peterlang.com

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Switzerland

Inhalt

BERNHARD HAUPERT / SUSANNE MAURER /
SIGRID SCHILLING / FRANZ SCHULTHEIS

Einleitung 7

FRANZ SCHULTHEIS

Gesellschaft mit begrenzter Haftung:

Sozialer Wandel aus dem Blickwinkel

einer Gesellschaftsdiagnose „von unten“ 11

KURT WYSS

Wenn „Integrationsmassnahmen“ der Sozialhilfe ausgrenzen.

Zur gesellschaftlichen Doppelfunktion von *Workfare* 33

UELI MÄDER

Soziale Arbeit im Kontext wirtschaftlicher Definitionsmacht .. 55

CHRISTOPH BUTTERWEGGE

Armut – eine zentrale Herausforderung der Sozialen Arbeit

im reformierten Wohlfahrtsstaat 67

PATRICK OEHLER / STEPHANIE WEISS

Partizipation in sich verändernden Planungsprozessen:

Handlungsfelder für die Soziale Arbeit in der Stadt- und

Quartiersentwicklung 97

SUSANNE MAURER

Soziale Arbeit als Regierungskunst?

Zur Bedeutung einer machtanalytischen Perspektive

in der Sozialen Arbeit 113

BERNHARD HAUPERT

Soziale Arbeit und Theorie Sozialer Probleme.

Der Medea-Mythos und die Verantwortungslosigkeit
der gesellschaftlichen Eliten 133

TIMM KUNSTREICH

Partizipation im Dialog – Einiges von dem, was wir
von Martin Buber und Paulo Freire lernen können 159

BERNHARD HAUPERT / INGO SCHENK

Aktuelle Jugendarbeit auf Abwegen
oder pädagogischen Irrwegen?
Oder vom Trainings- und Kompetenzparadigma 187

BERNHARD HAUPERT / SUSANNE MAURER /

SIGRID SCHILLING / FRANZ SCHULTHEIS
Resümee 213

Autorinnen und Autoren 217

Einleitung

BERNHARD HAUPERT / SUSANNE MAURER /

SIGRID SCHILLING / FRANZ SCHULTHEIS

Das vorliegende Buch versammelt die Beiträge und Diskussionen der letztjährigen Summer School an der FHNW (Fachhochschule Nordwestschweiz), die zum Thema *Soziale Arbeit in Gesellschaft – nationale und internationale Perspektiven* stattfand. Die Summer School wird jährlich von der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz in Kooperation mit der Katholischen Hochschule für Soziale Arbeit Mainz und der Philipps-Universität Marburg veranstaltet.

Thematischer Ausgangspunkt war die Analyse der sich seit den 1980er-Jahren vollziehenden tief greifenden Veränderung in der Struktur der Gegenwartsgesellschaften und deren Konsequenzen für die Soziale Arbeit: Ausgelöst durch ökonomische, wohlfahrtsstaatliche und sozialpolitische Entwicklungen verändert die „neokapitalistische Wende“ die Binnenstruktur des Sozialen selbst und zieht damit gravierende Veränderungen für soziale Professionen nach sich. Diese Veränderungen betreffen mehr oder weniger alle Staatengemeinschaften der sich im Globalisierungstaukel befindlichen Welt. Die alten und traditionellen Industriestaaten der Nordhalbkugel sind jedoch in besonderer Weise betroffen, da deren fundamentale Gründungsprinzipien (Menschenrechte, Freiheitsrechte, Sozialstaatlichkeit, Soziale Gerechtigkeit, politische Partizipation, Gewaltenteilung, Nationalstaatlichkeit et cetera), die mit den Ideen der Aufklärung entfaltet wurden, nunmehr grundsätzlich zur Disposition stehen. Die sich neu formierenden Industriestaaten in Asien und in Südamerika wie auch die sogenannten Konversionsstaaten im Einflussbereich der ehemaligen Sowjet-

union kommen erst gar nicht in den Genuss dieser – eigentlich universell gedachten – Rechte.

Es zeigen sich neue Formen sozialer Ausgrenzung, die mit prekärer werdenden Arbeits- und Lebensverhältnissen für immer grössere Bevölkerungsteile einhergehen. Empirisch kann mittlerweile schlüssig gezeigt werden, dass die „Soziale Frage“ des 19. Jahrhunderts in neuem Gewand zurückgekehrt ist. Diese gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen werden durch einen tief greifenden Wandel der Gestalt(ung) politischer Macht beschleunigt und sekundiert, der alle Lebensbereiche beeinflusst (Kontrollgesellschaft).

Die skizzierten Entwicklungen werfen verstärkt die Frage nach dem Verhältnis Sozialer Arbeit „in“ und „zu“ Gesellschaft auf. Dabei gilt es zu fragen, wie Soziale Arbeit disziplinär, professionell und institutionell auf die beschriebenen gesellschaftlichen Prozesse reagiert und wie sie den vorherrschenden politischen und ökonomischen Diskursen begegnet (und was sie ihnen womöglich auch entgegnet), kurz: wie die politischen Entscheidungen diskutiert werden, die aufs Neue die Frage nach sozialer Ungleichheit und sozialer Gerechtigkeit aufwerfen.

Auf welches gesellschaftstheoretische, professionstheoretische und berufsethische Fundament kann und will sich Soziale Arbeit im neoliberalen Zeitalter beziehen? Diese Frage wird in den Beiträgen dieses Buches vielfältig reflektiert.

In seinem Beitrag *Gesellschaft mit beschränkter Haftung: Sozialer Wandel aus dem Blickwinkel einer Gesellschaftsdiagnose „von unten“* zeigt der St. Galler Soziologe *Franz Schultheis* am Beispiel einer aktuellen Studie das Unbehagen der Menschen angesichts der Gegenwartsgesellschaft und deren Leiden an den sich dramatisch verändernden Lebensverhältnissen. Dieses Leiden stellt sich etwa in Form von Bindungslosigkeit, Isolation und fehlender Solidarität dar. Schultheis rekonstruiert die Veränderungen in der Arbeitswelt und zeigt, wie sich dort ein neuer sozialer und ökonomischer Habitus durchsetzt, der – im Geist eines „neuen Kapitalismus“ – Angst und Ohnmacht zu dauerhaften Begleitern der Menschen macht.

Der Züricher Soziologe *Kurt Wyss* befasst sich mit sogenannten Integrationsmassnahmen der Sozialhilfe, die jedoch eine kontrafaktische Wirkung zeitigen und Menschen eher ausgrenzen. Am Beispiel der Schweizerischen Sozialhilfe kann Wyss schlüssig zeigen, wie soziale Exklusion durch eine solche Sozialhilfepraxis fort- und festgeschrieben wird. Die Praxis Sozialer Arbeit lässt sich seiner Meinung nach nur verbessern, wenn Soziale Arbeit eine reflexive Gesellschaftskritik vornimmt.

Der Basler Soziologe *Ueli Mäder* setzt sich in seinem Artikel *Soziale Arbeit im Kontext wirtschaftlicher Definitionsmacht* mit der steigenden Akzeptanz sozialer Ungleichheit in westlichen Gesellschaften auseinander. Sozialer Ungleichheit, der politisch lediglich mit finanzieller Umverteilung zu begegnen ist, so Mäder, ist keine ausreichende Antwort auf die aktuelle Situation. Die Verteilungsfrage ist vielmehr als politische Frage zu stellen, auf die dringend Antworten gefunden werden müssen.

Der Kölner Politikwissenschaftler *Christoph Butterwegge* stellt in seinem Artikel *Armut – eine zentrale Herausforderung der Sozialen Arbeit im reformierten Wohlfahrtsstaat* den Abbau des Sozialstaates am Beispiel Deutschlands dar. Durch diesen Abbau wurde in den vergangenen Jahrzehnten die soziale Ungleichheit extrem verschärft. Soziale Arbeit muss daher die neoliberalen Prinzipien problematisieren und auf die Entstehungsbedingungen von Armut einwirken.

Die Basler SozialwissenschaftlerInnen *Patrick Oehler* und *Stefanie Weiss* zeigen am Beispiel der sogenannten „unternehmerischen Stadt“, wie sich ökonomische Interessen in der Stadtentwicklung immer mehr durchsetzen und neue Kooperations- und Partizipationsformen der Bevölkerung erfordern, die sich am deutlichsten in der Stadt- und Quartierentwicklung zeigen. Politische und soziale Handlungsfreiheit findet, so das zuspitzende Fazit, anscheinend nur noch innerhalb liberaler ökonomischer Handlungsspielräume statt.

Die Marburger Pädagogin *Susanne Maurer* analysiert in ihrem Beitrag *Soziale Arbeit als Regierungskunst? Zur Bedeutung*

einer machtanalytischen Perspektive in der Sozialen Arbeit den machtanalytischen Ansatz von Foucault und geht in dieser Tradition der Frage nach, wie es für die Soziale Arbeit zukünftig möglich wird, sich der neuen „Regierungskunst“ gegenüber zu verhalten. Der Sozialen Arbeit kommt nach Maurer die Aufgabe zu, das Gefüge der Macht zu dechiffrieren und die widerspenstigen Praktiken darin bewusst zu entwickeln und zu unterstützen.

Der Mainzer Soziologe *Bernhard Hauptert* zeigt in seinem Artikel *Soziale Arbeit und Theorie Sozialer Probleme – Der Medea-Mythos und die Verantwortungslosigkeit der gesellschaftlichen Eliten*, wie eine Soziale Arbeit, deren Haupttopos die Frage nach dem gelingende(re)n Leben ist, in der aktuellen politischen Situation in ihrer Substanz verändert wird und wie dadurch die weitere Professionsentwicklung in Frage gestellt wird.

Anschliessend befasst sich der Hamburger Pädagoge *Timm Kunstreich* in seinem Beitrag mit *Partizipation im Dialog – Einiges von dem, was wir von Martin Buber und Paulo Freire lernen können*. Sein Ausgangspunkt ist die Frage, wie die Normen entstehen, von denen abgewichen werden kann. Nicht die Bearbeitung oder Vermeidung sozialer Probleme sollte im Sinne einer kritischen Sozialen Arbeit das Ziel sein, sondern die Frage danach, wie Soziale Arbeit an der Konstituierung „sozialer Probleme“ beteiligt ist. Zum neoliberalen Gehalt von Modernität zählen hegemoniale Ordnungen, die immer wieder neu bestätigt werden müssen. An Beispielen der professionellen Praxis verdeutlicht Kunstreich den Prozess von Problemformulierung, Handlungsorientierung und Assistenz.

Im letzten Beitrag gehen die Mainzer Sozialwissenschaftler *Bernhard Hauptert* und *Ingo Schenk* mit ihrem Artikel zur *Aktuellen Jugendarbeit auf Abwegen oder auf pädagogischen Irrwegen? Oder vom Trainings- und Kompetenzparadigma*, der Frage nach, wie das neoliberale Regime in die Pädagogik von Praxis der Jugendarbeit eingeführt wurde und nun unter dem Vorzeichen von Kompetenzerweiterung die Autonomie der Jugendarbeit in Frage stellt. Dabei bleiben Denkansätze, die nach Autonomie und Bildung streben, unter einer zunehmend ökonomischen Denkweise zurück.

Gesellschaft mit begrenzter Haftung: Sozialer Wandel aus dem Blickwinkel einer Gesellschaftsdiagnose „von unten“

FRANZ SCHULTHEIS

Die modernen Sozialwissenschaften haben eine ganze Sammlung an Etiketten für unsere aktuelle Gesellschaftsform entwickelt, von „postindustrieller“ bis „postmoderner“ Epoche, von „Risikogesellschaft“ bis „Erlebnisgesellschaft“ oder „Multioptionsgesellschaft“, und man hat nur die Qual der Wahl, wenn man nach griffigen Kurzformeln für die Gegenwartsgesellschaft sucht. In einer kollektiven Forschungsarbeit von mehr als dreissig Soziologinnen und Soziologen, publiziert im Jahre 2006, entschied man sich für das Konzept „Gesellschaft mit begrenzter Haftung“ (Schultheis/Schulz, 2005), um rund fünfzig Tiefeninterviews mit Durchschnittsbürgerinnen und -bürgern im gegenwärtigen Deutschland soziologisch gerahmt zu präsentieren. Bei aller Unterschiedlichkeit der jeweiligen Menschen und Lebensschicksale kam in diesen Interviews eine bestimmte kollektive Befindlichkeit zum Ausdruck, die man grob als Desorientierung oder auch Heimatlosigkeit beschreiben kann. Ziel dieser Zeitdiagnose war es, Menschen die sonst nicht gehört beziehungsweise beachtet werden, zu Wort kommen zu lassen, ihnen genau zuzuhören und als ihr Sprachrohr zu fungieren. In vielen dieser Gespräche kam ein Unbehagen an der Gegenwartsgesellschaft, wenn nicht gar ein Leiden an ihren individuellen Lebensverhältnissen zur Sprache, das nicht allein auf materielle Mangellagen zurückzuführen ist – selbst wenn Phänomene wie Armut und Prekarität in den heutigen postindustriellen Gesellschaften immer deutlicher zutage treten –, sondern auch mit erfahrener Bindungslosigkeit, Isolation, Mangel an Solidarität und sozialem Zusammenhalt zu tun hat.

Eine zentrale Quelle des Leidens an gesellschaftlichen Lebensbedingungen findet sich im raschen, radikalen oder gar revolutionären Wandel von gesellschaftlichen Strukturen und alltäglichen Lebensverhältnissen. Dieser schlägt sich in einem Bruch zwischen den vom Menschen internalisierten beziehungsweise sprichwörtlich „einverleibten“ gesellschaftlichen Strukturen (dem Ensemble an Denkschemata, moralischen Standards und Verhaltensgewohnheiten, das die Soziologie „Habitus“ nennt) und den Rahmenbedingungen der gesellschaftlichen Umwelt nieder und produziert das, was die Soziologie unter dem Begriff Anomie versteht, das heisst einen Mangel an normativen Koordinaten und Orientierungen, an denen man seine Erwartungen und Handlungen mit einiger Verlässlichkeit ausrichten kann. Genau hiervon aber wird im Folgenden die Rede sein. Wir leben heute in einer Zeit massiver wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Umbrüche. Darüber besteht bei allen Expertinnen und Experten der Sozial-, Wirtschafts- und Humanwissenschaften ein ausgeprägter Konsens, und man ist sich auch einig darin, dass dieser radikale Wandel in den 1980er Jahren begonnen hat und ganz zentral die Arbeitswelt betrifft. Nur wählt man für die Kennzeichnung dieses Wandels sehr unterschiedliche Konzepte und spricht von Globalisierung, post-industrieller Gesellschaft oder Neoliberalismus.

Zu den üblicherweise genannten Indikatoren dieses Wandels der kapitalistischen Marktgesellschaft im Allgemeinen und der zeitgenössischen Arbeitswelt im Besonderen zählen unter anderem:

- die Verknappung von Arbeit und die wachsende Konkurrenz um dieses zunehmend knappe „Gut“.
- eine sich vertiefende gesellschaftliche Spaltung zwischen jenen, die (noch) über mehr oder minder gesicherte, qualifizierte und angemessen entlohnte Arbeitsplätze verfügen und sozialversicherungsrechtlich abgesichert sind und jenen, die davon ausgeschlossen sind und dies oft auch dauerhaft bleiben.
- die Durchsetzung von zuvor als „atypisch“ angesehenen Arbeitsbeziehungsweise Jobs, schlecht bezahlt, ohne nennenswerte

soziale Sicherung, unqualifiziert beziehungsweise disqualifiziert für diejenigen, die diese Funktionen trotz oft gegebener schulischer und/oder beruflicher Qualifikation mangels Alternativen anzunehmen gezwungen sind.

- die immer häufiger zu beobachtende Bastel-Erwerbsarbeit, bei der Menschen oft mehrere solcher „Junk-Jobs“ oder „Mc-Jobs“ kombinieren müssen, um das Lebensnotwendige erwerben zu können.
- die Zunahme befristeter Arbeitsverhältnisse, insbesondere Zeitarbeit, mit extrem geringer sozialer Sicherung.
- die durch *Outplacement* und *Outsourcing* zwecks Einsparung von Lohnnebenkosten geschaffene Schein-Selbstständigkeit einer zunehmenden Zahl an Arbeitskraftunternehmerinnen und -unternehmern.
- eine zunehmende Zahl an Arbeitnehmenden in nicht frei gewählten Teilzeitarbeits-Verhältnissen.
- die Spaltung der Arbeitnehmerschaft konkreter Unternehmen entlang der Scheidelinie Stammarbeiterin – Interimarbeiter.
- das rapide Anwachsen einer als *Working Poor* klassifizierten Erwerbspopulation am Rande der offiziellen Armutsgrenze.
- eine zunehmende „Inflation“ von Bildungstiteln, für die junge Leute beim Einstieg ins Erwerbsleben heute deutlich geringere Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhalten als eine Generation zuvor.
- vielfältige Formen der Verschlechterung von Arbeitsbedingungen unter den oben skizzierten Bedingungen wachsender Konkurrenz (zunehmender Zeitdruck, körperliche Belastung, unregelmässige Arbeitszeiten und deren Konsequenzen für die alltägliche Lebensführung der Betroffenen bis hinein ins Privatleben.

Die hier nur skizzierten Transformationen der Arbeitswelt lassen sich auch als Prozess der Prekarisierung beschreiben, welcher in gewissem Sinne einen mit der Entwicklung der sozialen Marktwirtschaft geschlossenen „Gesellschaftsvertrag“ grundlegend infrage stellt. Unsere kapitalistischen Gesellschaften haben in einem lang-

wierigen Lernprozess Formen der sozialen Sicherung hervorgebracht, die gegen die Standardrisiken der Erwerbsarbeit, das heisst vor allem Invalidität, Alter, Krankheit und Arbeitslosigkeit, ein Mindestmass an kollektivem Schutz gewähren und eine Art „Sozialeigentum“, wie Robert Castel es treffend nennt, fest institutionalisiert haben (vgl. hierzu etwa Castel, 2003). Dieser enorme Fortschritt hin zu einer Anerkennung und Garantie universeller sozialer Teilhaberechte ging einher mit einer Art nachholender Individualisierung bei den unteren Gesellschaftsschichten, deren sozialer Habitus mehr oder minder deutliche Zeichen einer Ver(klein)bürgerlichung aufweist. Mit diesem langfristigen Transformationsprozess einher gingen aber auch Auflösungen traditioneller Sozial- und Solidarformen – von der Familie und der erweiterten Verwandtschaft über Nachbarschaft und Gemeinde bis hin zu gewerkschaftlichen und politischen Organisationsformen –, die in ihren unterschiedlichen Kombinationen das widerspiegeln, was man noch zu Zeiten des Wirtschaftswunders der „Arbeiterkultur“ zurechnete. Auch diese Formen der Vergesellschaftung in den Volksklassen haben im Zuge der Individualisierung alltäglicher Lebensformen und Verhaltensmuster eine rasche und nachhaltige Erosion erfahren, und auf dem Wege von den traditionellen zu den traditionslosen Arbeitnehmenden sind viele herkömmliche Ressourcen von Schutz und Solidarität – wohl unwiederbringlich – verschwunden. Hier liegt das radikal Neue der sich abzeichnenden „neuen“ sozialen Frage: der schrittweise Abbau sozialer Sicherungen und der Rückzug des Staates aus der Verantwortung für eine solidarische Daseinsvorsorge trifft nunmehr individualisierte Individuen, die dem kalten Wind einer radikalen Marktvergesellschaftung schutzlos ausgeliefert sind, weil ihr sozialer Habitus ganz grundlegend durch die Gewöhnung an ein Mindestmass an Schutz vor den Unwägbarkeiten des Alltags in der kapitalistischen Wettbewerbsgesellschaft geprägt ist.

Im Rahmen dieses Wandels kommt es zugleich zu einer grundlegenden Veränderung der normativen Anforderungen an die Arbeitnehmenden beziehungsweise, um es zeitgemäss auszudrücken, an das heutige Humankapital.

Der neue Habitus des Kapitalismus

Im Rahmen dieses Wandels kommt es gemäss dem in zahlreichen sozialwissenschaftlichen Publikationen dokumentierten Stand der Forschung zu einer grundlegenden Veränderung der normativen Anforderungen an die Arbeitnehmenden beziehungsweise, um es zeitgemäss auszudrücken, an das heutige Humankapital. Der im Zeitalter des Neoliberalismus geforderte und geförderte ökonomische Habitus der marktfähigen Arbeitnehmenden lässt sich dank der Analyse der einschlägigen Managementliteratur durch Boltanski und Chiapello (2003), aber auch im Zuge eigener Forschungen des genannten Forscherkollektivs folgendermassen idealtypisch skizzieren und profilieren.

Seit den 80er Jahren setzt sich in der Managementliteratur auf breiter Front ein neuer Diskurs und ein neues Vokabular durch, welche die von den Arbeitnehmenden erwarteten Qualitäten beschreiben. Zu diesen immer deutlicher eingeforderten beziehungsweise vorausgesetzten Merkmalen und Kompetenzen zählen vor allem (und in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet): Autonomie, Charisma, *Employability*, Flexible Einsatzfähigkeit, Geselligkeit, Impulse geben können, Innovatorisch sein, Kommunikationsfähigkeit, Kompromissfähigkeit, Kreativität, Lebenslanges Lernen, Mitreissen können, Mobilität, Neugierde, Offenheit, Plurikompetenz, Projektmanagement, „Radar“ für Informationen, Risikobereitschaft, Selbstmanagement, Selbstsicherheit, Selbstevaluation, Soziales Kapital schöpfen, Spontaneität, Toleranz, Verfügbarkeit, Vermittlerrolle, Vernetzung, Vielfalt der Projekte, Visionär sein, Zuhören können.

Gemeinsamer Nenner dieses Steckbriefs der idealen Arbeitnehmenden scheint zu sein: Sie arbeiten ständig und lebenslang an der Perfektionierung oder zumindest Bewahrung ihres „Humankapitals“ in Gestalt ihres inkorporierten kulturellen und sozialen Kapitals, denken und handeln im Rahmen von je befristeten und begrenzten Projekten statt in Dimensionen lebenslanger beruf-

licher Karrierevorstellungen, situieren sich im Kontext personen-gebundener sozialer Netzwerke (ihrem „sozialen Kapital“ aktivierbarer Ressourcen an Unterstützung), statt auf institutionalisierte Netzwerke zu bauen. Der *Employable Man* orientiert sich an seinem eigenen, an der konkreten Nachfrage messbaren Marktwert, statt nach einem dauerhaften Status zu streben, und begnügt sich mit einer konjunktur- und situationsabhängigen Lebensführung, statt sich an einen langfristigen Lebensentwurf zu klammern. Er ist insofern in seiner Lebensorientierung stärker aussengeleitet als das klassische bürgerliche Individuum mit starker Innenleitung. Die marktgängigen Arbeitnehmenden sind geografisch mobil sowie beruflich flexibel und wissen dies mit ihren privaten Lebensarrangements in Einklang zu bringen, welche dadurch tendenziell auch den Charakter von zeitlich begrenzten Projekten annehmen.¹

Das neue Ethos des Kapitalismus entstand, wie Boltanski und Chiapello (2003) überzeugend rekonstruiert haben, auf den Chefetagen der Unternehmen und den Consulting-Agenturen: hier wurde das Menschenbild des universellen „freien Unternehmers seiner selbst“ genährt, bei dem individuelle Selbstsorge kollektive Vorsorge und Fürsorge ersetzen. Es handelt sich um ein Ethos von Eliten für Eliten entwickelt, dessen Pathos die eigenen sozialen Privilegien geflissentlich ignoriert oder verdrängt und vergessen macht, dass die Fähigkeit der Selbstsorge nicht zuletzt als Privileg eines Individuums verstanden werden muss, das über die notwendigen materiellen Ressourcen verfügt, um sich selbst über die Runden bringen zu können. Diese Voraussetzungen haben jedoch unter den heutigen Bedingungen der hoch technisierten Informa-

¹ Man wird schon gemerkt haben, dass auch das Leben des erfolgreichen Marktmenschen alles andere als reines Honigschlecken ist. Man fordert ihm ein sehr hohes (allzu hohes?) Mass an Selbstkontrolle und -disziplin ab, eine Dauerreflexivität, die irgendwann Ermüdungserscheinungen und eine „Fatigue d'être soi“, wie es der treffende Titel eines Buches von Ehrenberg auf den Nenner bringt, zeitigen muss.

tionsgesellschaft immer seltener einen materiellen, patrimonialen Charakter, sondern sind weitgehend personengebunden, sei es in Form inkorporierten beziehungsweise zum Habitus eingefleischten kulturellen Kapitals, sei es in Form persönlicher Netzwerke und sozialen Kapitals. Beide erfüllen die Voraussetzungen maximaler Mobilität und Flexibilität, die heute zentrale Merkmale des *Employable Man* sind. Welch seltsames Paradoxon: Ein immer stärker zersplitterter, in Einzelprojekte zerlegter und nur durch isolierte Werkverträge punktuell gesicherter gesellschaftlicher Arbeitszusammenhang soll durch die Forderung und Förderung einer komplexen Persönlichkeitsstruktur mit höchster Handlungs- und Selbststeuerungskompetenz ermöglicht und gewährleistet werden.

Am Gegenpol zu diesem Bild eines neuen, elitären, ökonomischen Habitus entsteht deshalb unweigerlich die Negativfolie des *Unemployable Man*: man muss nur bei den weiter oben präsentierten idealtypischen Erwartungen an den *Employable Man* je ein negatives Vorzeichen setzen, und schon entsteht der Steckbrief des jetzt stigmatisierten klassischen Arbeitnehmerhabitus. Was gestern positiv bewertet wurde und selbst Produkt eines jahrhundertelangen Konstruktionsprozesses der Institutionalisierung der Arbeitnehmenden war, wird plötzlich innert kürzester Zeit zum Auslaufmodell deklariert und deklassiert. Die hier gleichermaßen erfahrbaren Formen struktureller und symbolischer Gewalt werden für die Deklassierten und Disqualifizierten umso leidvoller und entwaffnender, als sie unter den Vorzeichen und Verheissungen einer an individueller Selbstverwirklichung und -behauptung orientierten „Gesellschaft der Individuen“ (Elias) die Schuld für ihr Versagen zwangsläufig bei sich selbst suchen und dann wohl auch entdecken werden müssen. Symbolische Gewalt als die subtilste Form der Herrschaft beruht nun einmal auf einem Mechanismus, bei dem die der Herrschaft Unterworfenen nicht umhin zu kommen scheinen anzuerkennen, dass alles mit rechten Dingen zugeht und jedes Individuum nach den ihm gegebenen Möglichkeiten und Grenzen seines eigenen Glückes oder Unglückes Schmied ist.

Der beschriebene ökonomische Habitus des *Employable Man*² spiegelt direkt die von Paul Treanor überzeugend analysierten allgemeinen Grundzüge der neoliberalen Wirtschafts- und Gesellschaftslehre wider (vgl. hierzu: Treanor, 2005).

Hierzu zählen Aspekte wie: Optimierung der Markt-Transaktionen (Zahl und Frequenz); Optimierung der Vertragsabschlüsse (Zahl und Frequenz); Reduktion des Inhalts von Verträgen auf die effektiv zu erbringenden Leistungen (reiner Leistungslohn und reiner Zweckkontrakt); Bedingungsloser Glaube an die rationale und moralische Notwendigkeit des Marktes; Ausdehnung und Intensivierung des Markthandelns im gesellschaftlichen Raum; Ausräumen aller dabei im Wege stehenden Schranken; Schaffung von Quasi-Märkten beziehungsweise Sub-Märkten auch im Innern ein- und desselben Unternehmens; Glaube an den Unternehmer als Prototyp eines sensibel und rational auf die Marktkräfte reagierenden Akteurs und Forderung nach einer Orientierung an diesem rational wie moralisch überlegenen Handlungsmodell beziehungsweise Habitus für jede und jeden.

So weit der in vielfältigen sozialwissenschaftlichen Studien diagnostizierte Wandel der modernen Arbeitsgesellschaft auf makrostruktureller (Wirtschaftsstrukturen) wie individueller Ebene (Habitus). Aber wie nimmt sich dieser Wandel in einer *Bottom-up*-Perspektive, das heisst aus Sicht der betroffenen Erwerbs- und Berufstätigen selbst aus?

Arbeitswelten im Wandel: Gesellschaftsdiagnosen „von unten“

In den Jahren 2008 bis 2010 gingen rund vierzig Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler aus Deutschland, Österreich und der Schweiz in einem kollektiven Forschungsvorhaben zur

² Hier wie andernorts wird „man“ geschlechtsneutral in seiner anthropologischen Bedeutung verwendet.

Analyse des Wandels von Arbeitswelten genau dieser Frage nach den subjektiven Erfahrungen mit arbeitsweltlichem Wandel nach, dessen Früchte im Juni 2010 in einer gemeinsamen Publikation präsentiert wurden. Weshalb ein weiteres umfangreiches Buch zu einem so intensiv beackerten Feld der Gesellschaftsdiagnostik? Gewiss: Neuland wird mit den hier vorgelegten Beobachtungen, Analysen und Interpretationen zur heutigen Arbeitswelt und ihren Veränderungen wohl kaum betreten, doch die Wege dorthin beziehungsweise die Sicht auf diese Welt, die dabei eingenommenen Blickwinkel unterscheiden sich sehr grundlegend vom *Mainstream* der zeitgenössischen Arbeitsforschung. Es sollten nämlich die betroffenen Zeitgenossen und Mitmenschen mit ihren je konkreten subjektiven Erfahrungen und Deutungen erlebter Veränderungen selbst zu Wort kommen und im Zentrum dieser Studie stehen. Mehrere Dutzend Vertreterinnen und Vertreter der unterschiedlichsten Berufsfelder und Branchen des Erwerbslebens legen in diesem Buch Zeugnis über ihren beruflichen Alltag, ihre ganz gewöhnlichen Verrichtungen und Aufgaben, die erforderlichen Kompetenzen und Anforderungen, selbstverantwortliche Handlungsspielräume und institutionelle Einschränkungen, empfundene Befriedigungen wie auch Frustrationen und Zumutungen ab. Hierdurch werden sie nicht einfach zu „Objekten“ sozialwissenschaftlicher Betrachtung und Deutungen: sie beobachten und analysieren, beurteilen und interpretieren selbst, was ihnen in ihrer konkreten beruflichen Alltagswelt widerfährt und nehmen aktiv Anteil an der beabsichtigten soziologischen Objektivierung aktueller Transformationsprozesse von Arbeit. Angeregt durch die Fragen und das geteilte Interesse der Forschenden, die ihnen jeweils gegenüber sitzen und ihnen ihre Aufmerksamkeit widmen, berichten sie nicht nur vom aktuellen Zustand ihrer Arbeitswelt, sondern insbesondere auch von deren längerfristigem Wandel, wozu sie in ganz besonderer Weise befähigt scheinen, weil sie im Durchschnitt seit rund zwei Jahrzehnten mit ihrer jeweiligen Berufswelt vertraut sind und heute auf ein gutes Stück sozialen und ökonomischen Wandels zurückblicken können. Genau aus diesem

Grunde wurden sie im Übrigen als Gesprächspartnerinnen und -partner ausgewählt und ausführlich befragt. Hierbei entstanden Dokumente beziehungsweise Zeitzeugnisse ganz eigener Qualität und Relevanz, erhoben von einer beachtlichen Anzahl an Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern, die sich aufgrund eines gemeinsamen Interesses und Engagements für einen solchen Forschungsansatz qualitativer Gesellschaftsanalyse und -diagnose „von unten“ zu einem gemeinsam Forschungsprojekt entschlossen hatten. Das explizite Ziel, den Beschäftigten der unterschiedlichsten Arbeitswelten selbst eine Stimme zu geben und sie an der Deutung ihrer Arbeits- und Lebenssituation teilhaben zu lassen stand bei diesen Forscherinnen und Forschern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz³ direkt in der Kontinuität eines bewährten Forschungsansatzes, der nicht die Interpretation und Typisierung von gesellschaftlichen Verhältnissen aus den lichten Höhen theoretischer Zeitdiagnostik, sondern Zeugnisse von Durchschnittsbürgerinnen und -bürgern aus unterschiedlichsten Arbeitsrealitäten und beruflichen Positionen in den Vordergrund rückt. Verzichtet wird bewusst auf spekulative und spektakuläre Globalinterpretationen und Grosstheorien zur Gesamtdynamik aktueller spätkapitalistischer Entwicklungsdynamiken, und dies, obwohl die an diesem Projekt beteiligten Forschenden und Autorinnen und Autoren dieser Studie ebenso wie ihre Fachkolleginnen und -kollegen über

3 Der Einbezug dieser drei europäischen Nachbarländer war ein Kompromiss zwischen dem Ziel, Gesellschaftsdiagnose und Gegenwartsanalyse angesichts einer wachsenden Globalisierung und internationalen Verflechtungen aus den bisher üblichen nationalstaatlichen Eingrenzungen von Forschungsgegenständen und Feldern empirischer Forschung zu befreien und der Notwendigkeit, hinsichtlich des gewählten qualitativen Forschungsansatzes auf der Basis verstehender Interviews ohne den ja immer problematischen Rückgriff auf Übersetzungen verfahren zu können. Insofern war die Entscheidung für die drei deutschsprachigen Gesellschaften naheliegend. Hinzu kommt, dass diese drei Länder hinsichtlich einer grossen Anzahl ökonomischer, gesellschaftlicher und kultureller Parameter „vergleichbar“ sind und obendrein bereits enge Forschungsk Kooperationen zwischen verschiedenen Mitgliedern dieses tri-nationalen Kollektivs bestanden.

solche Perspektiven verfügen. Der bewusste Verzicht auf thematisch zugespitzte und holzschnittartig akzentuierte Gesellschaftsdiagnosen verfolgt das Ziel, die mit dem gewählten Forschungsansatz getroffene Entscheidung für einen verstehenden Zugang zu den alltäglichen Erfahrungen und Befindlichkeiten von Berufstätigen nicht dadurch zu unterlaufen, dass die hier gewonnenen Zeugnisse gleich wieder zwecks Legitimation beziehungsweise „Illustration“ spezifischer theoretischer Vorentscheidungen instrumentalisiert werden.

Das gemeinsame Ziel, zu einer breit angelegten und möglichst vielfältigen Palette an Einblicken in die gesellschaftlichen Veränderungen unterschiedlichster Berufssphären zu gelangen und durch subjektive Zeugnisse Betroffener zu dokumentieren, setzte natürlich voraus, dass ein solch breiter Feldzugang praktisch verwirklicht werden konnte, und in dieser Hinsicht brachte die Zusammenarbeit von mehreren Dutzend Forschenden enorme Vorteile mit sich. Jedes Mitglied der Forschergruppe brachte sich dabei mit dem eigenen besonderen „Feldzugang“ ins Projekt ein, baute eine Vertrauensbeziehung zu der Vertreterin, dem Vertreter der jeweiligen Berufswelt auf, führte das Gespräch, transkribierte es und entwickelte eine soziologische Rahmung des Interviews. Anders formuliert kam es bei diesem Vorhaben zur Zusammenlegung von Ressourcen an vorgängigen Forschungserfahrungen und -kompetenzen, sozialem Kapital im Hinblick auf Feldzugänge und Kontakte zu potenziellen Gesprächspartnerinnen und -partner und einer entsprechenden Kumulation an vorgängigem Wissen zum jeweiligen Forschungsstand und einschlägigen gesellschaftstheoretischen und -analytischen Ansätzen. Es versteht sich von selbst, dass eine kleine Gruppe von Forschenden oder gar eine einzelne Sozialwissenschaftlerin, ein einzelner Sozialwissenschaftler wohl kaum in der Lage gewesen wäre, diese Vorbedingungen zu erfüllen.

Jedes der Porträts trägt dabei die unverwechselbare Handschrift der Autorin, des Autors, und dennoch zeigt sich eine übergreifende Stimmigkeit beziehungsweise Wiedererkennbarkeit eines gemeinsamen Ansatzes qualitativer Sozialforschung, schrittweise

erarbeitet in verschiedenen *Workshops* mit intensiven Methodendiskussionen am empirischen Primärmaterial. Zur Arbeitsweise unseres Kollektivs gehörte ganz zentral die soziale Herstellung beziehungsweise Organisation von „Intersubjektivität“ mittels spezifischer Formen des systematischen Austauschs von empirischem Material und seinen Rahmungen beziehungsweise Analysen und Interpretationen auf allen Stufen des *Work in Progress*.

Im Anschluss an die Fertigstellung eines Interviews wurde dieses einem anderen Mitglied der Gruppe zur kritischen Gegenlektüre und Diskussion weitergegeben, dann nochmals seitens der drei Koordinatoren entsprechend gegengelesen und gemeinsam mit der Autorin, dem Autor und im Lichte der Reaktionen und Anregungen aus dem Projekt überarbeitet. Dies gilt insbesondere auch für die soziologischen Rahmungen der Interviews, welche Gegenstand reger Diskussionen wurden.

Dieses bereits im Rahmen des Vorläuferprojektes praktizierte Modell kollektiver Forschung erwies sich auch hier wieder als effizientes erkenntnistheoretisches und methodologisches Dispositiv, bei dem Intersubjektivität durch systematische Formen des Austauschs, der Gegenlektüre, der Gruppendiskussion und der Erarbeitung des definitiven Beitrages realisiert wird. Zugleich lebt dieser Forschungsansatz ganz massgeblich vom persönlichen Engagement der Teilnehmenden, von ihrer theoretischen Kompetenz und praktischen Forschungserfahrung.

Das Spektrum der biografischen Berichte aus unterschiedlichen Wirklichkeiten und Ebenen des Erwerbslebens reicht von der Verwaltungsangestellten bis zum Chefarzt, vom Gymnasiallehrer bis zur Landwirtin, von der Putzhilfe bis zum Anwalt, vom Industriearbeiter bis zur Kita-Leiterin und vom Kranbauer bis zum Arbeitsrichter. Sie alle berichten uns aus ihrer Arbeitswelt, erzählen, wie und warum sie ihren Beruf mehr oder minder bewusst und gezielt, mehr oder weniger freiwillig oder umständehalber gewählt haben. Sie erzählen von physischen und psychischen Belastungen, aber auch von Befriedigung und Berufsstolz, Frustrationen und Desillusionierungen einst gehegter Hoffnungen an die berufliche Zukunft, von kom-

fortablen oder prekären Einkommensverhältnissen, Berufsstress, schliesslich von Langeweile und permanenter Anspannung, von kollegialem Zusammenhalt und Solidarität. Berichtet wird aber auch von zunehmender Anonymisierung und Individualisierung, von Tendenzen zum Rückzug ins Private oder von einem „inneren Exil“ im Unternehmen, von geschwundenem Vertrauen in die Führungsspitze, vom Unmut über die stetig zunehmende Ökonomisierung von bisher als „öffentliche Dienste“ angesehenen und geschätzten Sphären sowie von der wachsenden Präsenz von Regulierungsformen aus dem Bereich des Managements (Fremd- und Selbstevaluationen, *Bench Marking*, *Best Practice* et cetera), die oft als Zumutung und Form der Gängelung wahrgenommen werden.

Die gesammelten Zeugnisse gesellschaftlichen Wandels wurden in Buchform als soziologisch gerahmte Portraits präsentiert, die einer gemeinsam geteilten Form kritischer Objektivierung unter Einbezug unterschiedlichsten Kontextwissens aus Forschungsstand, eigenen Vorarbeiten oder sozialstatistischen Rahmendaten verpflichtet sind.

Studien zum Wandel der Arbeitswelt in einem exponierten Bereich: Transformation einer Schweizer Traditionsbank zum „global player“ und die gesellschaftlichen Folgekosten

Eine ganz besondere Möglichkeit, diesen Forschungsinteressen in der skizzierten Tradition der Sozioanalyse nachzugehen, ergab sich jedoch noch in einem ganz anderen Zusammenhang, nämlich anlässlich einer Studie zu einem Umstrukturierungsprozess in einem traditionsreichen Schweizer Unternehmen von Weltruf, welches Mitte der 90er Jahre damit begonnen hatte, seine Unternehmenskultur im Gefolge einer zweifachen Fusion radikal umzukrempeln beziehungsweise zu „modernisieren“ und im gleichen Schritt rund 4000 Mitarbeitende entliess beziehungsweise wie man dort sagt: „freistellte“. Hierbei sei gleich einleitend angemerkt,

dass dieses Unternehmen bis zu besagtem Zeitpunkt jeweils stolz darauf hingewiesen hatte, noch nie eine Mitarbeiterin, einen Mitarbeiter vor die Tür gesetzt zu haben. Es handelt sich also um eine tief greifende Metamorphose, nach der dieses Unternehmen auch und gerade für langjährige Mitarbeitende aller hierarchischen Positionen schlicht nicht mehr wiederzuerkennen war.

Der Autor hatte Gelegenheit, mit einer Gruppe jüngerer Soziologinnen und Soziologen diesen Prozess über eine Dauer von mehr als zwei Jahren beobachtend zu begleiten und zu erforschen⁴. Die Befunde und Ergebnisse dieser konkreten Beobachtungen und Analysen können unseres Ermessens über den Einzelfall hinaus sehr treffend als Spiegel unserer Gesellschaft auf dem Wege in ein neues, neoliberales Zeitalter dienen.

Im Zentrum steht hierbei die Frage nach dem Menschen: Was wird aus diesem unter den Bedingungen einer brutalen Radikalisierung der Marktlogik? Entwickelt er sich vollends zu einem *Homo Oeconomicus*, wie es die moderne Wirtschaftslogik zu fordern scheint und viele der beobachtbaren Veränderungen es bereits andeuten? Gibt es Widerstände und Beharrungstendenzen? Wie wird dieser Wandel konkret erlebt und erlitten? Mit solchen bewusst „naiv“ erscheinenden Fragen folgen wir einem zentralen soziologischen Erkenntnisinteresse, welches von Max Weber folgendermassen auf einen klaren Nenner gebracht wurde:

Ausnahmslos jede, wie auch immer geartete Ordnung der gesellschaftlichen Beziehungen ist, wenn man sie bewerten will, letztlich auch daraufhin zu prüfen, welchem menschlichen Typus sie, im Wege äußerer oder innerer (Motiv-)Auslese, die optimalen Chancen gibt, zum herrschenden zu werden (Weber, 1973b, 217).

1997 bekamen wir, das heisst eine kleine Gruppe von Soziologinnen und Soziologen, die Möglichkeit, den grundlegenden Wandel

4 Eine ausführliche Präsentation der Fragestellungen, Methoden und Ergebnisse dieser Forschung findet sich in der 2004 abgeschlossenen Doktorarbeit von Andrea Buss-Notter, welche im Rahmen dieses Projektes entstand (vgl. Buss-Notter, 2006).

eines Schweizer Traditionsbetriebs aus nächster Nähe zu beobachten und zu analysieren. Nach einer Fusion mit einem anderen inländischen und nachfolgend dem Zusammenschluss mit einem nordamerikanischen Unternehmen der gleichen Branche wurde diese Zusammenlegung für die Durchsetzung einer weitreichenden und tief gehenden Rationalisierung und Modernisierung genutzt. Zu diesem Zwecke holte man sich eine weltweit bekannte Unternehmensberatungsfirma ins Haus, die den Plan für eine Totalrenovation ausarbeitete und umsetzte. Möglichst viele Arbeitsplätze sollten eingespart werden, und hierbei legte man die Elle der *Employability* an, um die rund 4000 Überzähligen, sozusagen den Ausschuss des Modernisierungsprozesses, auszusortieren. Das Prinzip der *Employability* wurde dabei nach den Plänen der für den Umbau zuständigen *Consultants* in Form von *Workshops* umgesetzt: Alle Mitarbeitenden der fusionierenden Unternehmung wurden eingeladen, an ausgewählten Tagungsorten einen Wettkampf um ihr Verbleiben beziehungsweise Überleben zu bestehen und dabei zu beweisen, dass sie gegenüber ihrer Konkurrenz ein höheres Mass an *Employability* aufwiesen.⁵

Um die Verlierer nicht einfach auf die Strasse zu stellen (was wenig erfreuliche Schatten auf das Unternehmen geworfen hätte), entwarfen die Verantwortlichen einen recht grosszügigen Sozialplan, und dieser gab denn auch den Rahmen dafür ab, Soziologinnen und Soziologen auf den Plan zu rufen. Die mit dem „sozial verträglichen“ Personalabbau beauftragte Gruppe von Kaderleuten des Unternehmens liess uns Einblick in deren Arbeit nehmen und ermöglichte es uns, die sozialen und menschlichen

5 Es bedarf wohl kaum einer längeren Fussnote, um auf die besondere Brutalität dieser Form sozialer Auslese zu verweisen. Das sozialdarwinistische Prinzip des „survival of the fittest“ wird unter den Bedingungen solcher „Überlebensübungen“ ohne Umschweife zelebriert, und analog zu den traditionellen Ausscheidungskämpfen (von den Gladiatorenkämpfen im Zirkus des alten Rom bis hin zum modernen Sport oder medial inszenierten Wettbewerben aller Art) lässt sich auch hier die kollektive Illusion wahrnehmen, dass alles mit rechten Dingen zugeht.

Folgekosten der erfolgreichen Rationalisierung zu beobachten und zu analysieren.

Unsere Forschung bediente sich unterschiedlicher Methoden wie:

- Teilnehmende Beobachtung
- Auswertung schriftlicher Quellen unterschiedlichster Herkunft und Funktion, Personalakten, Trainingsprogramme, Pläne des *Consulting*-Unternehmens et cetera
- Statistische Auswertung von Personalakten (soziodemografische Profile der Population freigestellter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nach soziologisch relevanten Kriterien wie Alter, Herkunft, Familienstand et cetera)
- Qualitative Interviews mit mehr als 100 Betroffenen mit unterschiedlichsten Statuspositionen im Unternehmen. Hierbei ging es darum, die menschlichen Erfahrungen mit dem erlebten Umbruch aus der Sicht der Betroffenen ans Licht zu bringen und deren Zeugnisse einzuholen und festzuhalten. Dieses Kernstück des Projektes diente unter anderem auch dem Zweck, den Wandel des Unternehmens, welcher in künftigen Zeiten wohl hauptsächlich aus der Vogelperspektive der Unternehmensspitze als einschneidender Erfolg einer Anpassung an die Zwänge des Marktes und verschärfter globaler Konkurrenz gefeiert werden wird, auch aus der Froschperspektive der ganz normalen Angestellten zu sehen und deutlich zu machen, dass es sich bei diesem Unternehmenswandel um eine äusserst doppelschneidige Angelegenheit handelt. Dieser bringt nicht nur aufseiten der ihn passiv wie einen Schicksalsschlag erleidenden Angestellten enorme Verlustgefühle und Leiden mit sich, sondern destabilisiert auch das Verhältnis der im Unternehmen Verbliebenen dauerhaft, zerstört langfristig das Vertrauen, das die einfachen Arbeitnehmenden dem Unternehmen entgegenbrachten und schlägt sich im sogenannten *Survivor-Sickness*-Syndrom nieder, welches wohl auch für das Unternehmen selbst langfristig negative Konsequenzen in

Form sinkender Identifikation (die viel beschworene *Corporate Identity*) und Arbeitsmotivation haben kann.

Mittels der statistischen Auswertung der demografischen und sozialen Merkmale der rund 4000 aussortierten Menschen, den Überzähligen, konnten wir zunächst der Frage nachgehen, ob denn der postulierte Wettkampf ums Überleben tatsächlich so egalitär wie behauptet vor sich ging oder ob es typische Verlierer- und typische Gewinner-Profile gab.

Schauen wir uns zu diesem Zwecke einmal das Profil der „Verlierer“ bei dieser Ausscheidungskonkurrenz an. Fragt man nach den persönlichen Merkmalen und Profilen, welche die Arbeitnehmenden der fusionierenden Unternehmen für eine Freistellung prädisponierten und in gewissem Sinne also „Handicaps“ in der Konkurrenz um knappe (beziehungsweise aus Rationalisierungsgründen in der Logik der *Shareholder Value* künstlich verknappete) Stellen darstellten, so stösst man zunächst auf den Faktor Geschlecht. Frauen waren bei der Population ausgesonderter Angestellter, den *Leaver*, weit überrepräsentiert, was zu einem guten Teil mit einem weiteren Typus des *Handicaps* beziehungsweise der sozialen Verwundbarkeit zusammenhängen dürfte: der Familiensituation. Wie unsere statistische Analyse ergab, scheinen Mütter von Kleinkindern, aber auch von noch schulpflichtigen Kindern in ihrer vom Unternehmen evaluierten *Employability* stark beeinträchtigt (gehandicapt) und wurden weit überdurchschnittlich freigestellt⁶, während Vätern in gleichen Familienverhältnissen ein solches Schicksal als „strukturelle Opfer“ der Modernisierung erspart blieb. Kinder als *Handicap*? Glaubt man, dass unsere fortgeschrittenen Industriegesellschaften in Sachen Ge-

6 Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass auch Teilzeitarbeit einen deutlichen Indikator für die Verwundbarkeit von Angestellten im sozialen Selektionsprozess darstellt, allerdings korrelierte er signifikant mit den beiden genannten Faktoren weibliches Geschlecht und Familienlasten und prädestinierte auf diese Weise für eine Ausgrenzung der dreifach von den genannten Indikatoren Betroffenen.

schlechterungleichheit doch einige Fortschritte gemacht hätten, so wird man angesichts aktueller sozioökonomischer Veränderungen schnell eines Besseren belehrt.

Weiterhin erwies sich der Faktor Alter als zentrales Selektionskriterium: Bereits ab 45 Jahren wurden Arbeitnehmende signifikant häufiger freigestellt, ab 55 Jahren aber prinzipiell von einer Frühverrentung betroffen, einem Entscheid, der aufgrund seiner für das Unternehmen katastrophalen Folgen schnell revidiert wurde.⁷

Auch das kulturelle Kapital in Form von schulischen und universitären Diplomen erwies sich als einschneidendes Selektionsprinzip: Je geringer das schulische Kapital, desto grösser die Ausscheidungswahrscheinlichkeit, so einfach lesen sich die aus der statistischen Auswertung der Profile von Gewinnern und Verlierern destillierten Kriterien. Kommt noch hinzu ein geografisches beziehungsweise sozial-topografisches Selektionselement, welches die spezifischen historisch gewachsenen Verhältnisse der Schweiz gut widerspiegelt: Arbeitnehmende aus den französisch- und italienischsprachigen Regionen der Schweiz waren deutlich häufiger dem Risiko des Arbeitsplatzverlustes ausgesetzt als jene aus der Deutschschweiz, und das in dieser Form der Sonderung zum Ausdruck kommende Prinzip der Vorreiterrolle des Zentrums (die Deutschschweiz als zentraler Wirtschaftsstandort) spielte auch innerhalb dieses dominanten Sprachraums nochmals nach der Logik der Zentralität (Zürich als Kapitale des Kapitals der Schweiz war der Ort, an dem es sich am ehesten „überleben“ liess, Basel-

7 Hier wie auch an vielen anderen Orten muss der Soziologe schlicht seinem Erstaunen Ausdruck geben und gestehen, immer wieder davon überrascht zu werden, wie weltfremd und mit welcher Naivität hoch bezahlte *Consultants* wider allen gesunden Menschenverstand ihre am grünen Tisch der Wirtschaftshochschulen erworbenen abstrakten Modellierungskünste kontrafaktisch der Wirklichkeit verschreiben beziehungsweise ihr aufoktroyieren wollen. Eigentlich müsste man wissen, dass man das soziale Gedächtnis eines Unternehmens zerstört, wenn man eine ganze Generation schlicht vergessen macht. Aber gesellschaftliche Eliten funktionieren nun einmal nicht nach Prinzipien des gesunden Menschenverstandes.

Land oder die Ostschweiz hingegen gaben schlechte Standorte im Rennen ums Verbleiben ab).

Innerhalb der Gruppe der ausgesonderten *Unemployable Men* des Unternehmens trafen wir aber auch Personen an, die oft seit geraumer Zeit mit gesundheitlichen Problemen, seien sie körperlicher oder seelischer Art, zu kämpfen hatten.

Hier begegneten wir Mitmenschen, die uns von ihrem vermeintlich individuellen Schicksal berichteten und in Wirklichkeit Zeugnis von einer Renaissance der kollektiven Intoleranz gegenüber Schwächen und Makeln aller Art ablegten. Sie hatten seitens ihres Arbeitgebers, der sich früher stolz dazu bekannte, noch nie eine Arbeitnehmerin, einen Arbeitnehmer „freigestellt“ zu haben, ein hohes Mass an Toleranz gegenüber den von ihnen hautnah erlebten körperlichen und psychischen Leiden erfahren, und die jetzt über sie hereinbrechende Katastrophe traf sie umso unvorbereiteter. Die „neuen Unsicherheiten nach den sozialen Sicherungen“, wie es Castel ausdrückt, treffen auf Menschen, die ihnen umso schutzloser ausgeliefert scheinen, als die Prozesse der Individualisierung und Modernisierung alltäglicher Lebensverhältnisse, an denen sie nicht zuletzt aufgrund der sozialen Sicherungen teilhaben konnten, sie aus ihren traditionellen Netzwerken (Familienverband und erweiterte Verwandtschaft, Nachbarschaft, Kollegen et cetera) „freigesetzt“ haben und der unter den Bedingungen verschärfter Marktkonkurrenz beschworene Individualismus bei ihnen nun „negativ“ zu Buche schlägt.

Die befragten „Freigestellten“ berichteten uns von persönlichen Dramen, von fatalistischer Hinnahme des Unglücks wie angesichts einer Naturkatastrophe, von Wut und Hass auf das Unternehmen, Selbstzweifeln, Ressentiments gegenüber bestimmten Vorgesetzten. Hauptsächlich aber sprachen die Befragten von einem grundlegenden und tief gehenden Gefühl des Verlustes, des Verlustes an Heimat, an Identität, an Zwischenmenschlichkeit und Gemeinschaft – und allem voran von einem Vertrauensverlust in die Gesellschaft und deren Zusammenhalt.

Seitens der Überlebenden, der *Survivors*, dieser Massenentlassung jedoch waren die uns berichteten biografischen Erschütterungen kaum weniger dramatisch. Sicher: man befand sich unter der *Winners*, den Modernisierungsgewinnern, doch dies gab keinen Anlass zu Freude und Beruhigung. Ganz im Gegenteil stellte sich hier zusehends eine Stimmungslage gemischt aus Misstrauen, Zukunftsangst, Solidarität mit den *Leaver* und Ressentiments gegen die Unternehmensführung ein.

Fast zehn Jahre nach Durchführung dieser Forschung hatten wir Gelegenheit, im Rahmen der oben skizzierten Studie „Ein halbes Leben“ (Schultheis et al., 2010) mit der Sprecherin der Arbeitnehmenden einer der beiden Schweizer Grossbanken ein ausführliches Interview zur Lage der Angestellten durchzuführen und damit einen Blick auf die längerfristigen Folgen solcher Transformationsprozesse zu werfen. Hierbei stellte unsere Zeugin ohne Umschweife und Beschönigungen fest:

Also ich würde behaupten, dass, es ist ganz erstaunlich, was kleine Leute aushalten. Und was kleine Leute sich gefallen lassen. Das ist *unbeschreiblich*. Und wie gesagt, diese Kombination aus Angst und Verunsicherung dadurch, dass man nicht wirklich informiert ist, tut natürlich da ihr Übriges. Ich muss auch sagen, die X-BANK ist deshalb ein Spezialfall, weil uns diese ganze Krise natürlich in einer Art und Weise getroffen hat, die natürlich einer Demontage gleichkommt [...], dass wenn man Arbeitnehmervertreterin ist in einer solchen Grossbank, wo ganz andere Werte gelebt werden als das, was ich nun vertrete, wo man auch von dem mündigen Mitarbeiter ausgeht, der sich ja selber wehrt, und der ja alles weiß, und der informiert ist, ist sowieso ne Illusion, aber davon geht die Bank aus. Und sie behauptet auch, sie würde nur noch solche Leute rekrutieren, dann ist es erstens so, dass mir auch in den letzten Jahren vielmehr das Management, sogar Topmanager, als die kleinen Leute, die gesagt haben, he, hier läuft irgendwas furchtbar aus dem Ruder, aber die das natürlich auch gar nicht dürfen, weil sie sind Direktionskader [...] (Schultheis et al., 2010, I).

Anders gesagt: Wir haben es hier mit den langfristigen Folgeerscheinungen von Unternehmenswandel im neuen Geiste des Kapitalismus zu tun. Flexibilisierung, Mobilisierung, Effizienzsteigerung durch Projektmanagement et cetera spiegeln eine Unternehmens-

kultur, die den traditionellen Statuskontrakt zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmenden, wie man es in Anlehnung an Max Weber (1973a, 401 ff.) formulieren kann, sukzessive durch einen reinen Zweckkontrakt ersetzt, bei dem der Tauschwert des von den Arbeitnehmenden verkörperten Humankapitals ohne Ansehen der Person taxiert und dadurch kommodifiziert wird. Dass sich dieses neue Regime in einer fundamentalen Verunsicherung insbesondere bei den weniger marktfähigen und -gängigen Arbeitnehmenden niederschlägt und das Gefühl von Angst und Ohnmacht mehr und mehr zu deren dauerhaftem Begleiter wird, lässt sich auf dem Wege verstehender Gesellschaftsdiagnose sehr eindringlich nachzeichnen, während es im Spiegel massenstatistischer Daten zu Struktur und Wandel der Arbeitswelt einer „Gesellschaft ohne Eigenschaften“ verblasst.

Literatur

- Boltanski, Luc und Ève Chiapello (2003). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre (1997). *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz.
- Bourdieu, Pierre (2000). *Die zwei Gesichter der Arbeit: Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*. Konstanz.
- Buss-Notter, Andrea (2006). *Soziale Folgen ökonomischer Umstrukturierungen*. Konstanz.
- Castel, Robert (2000). *Die Metamorphosen der sozialen Frage: Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz.
- Castel, Robert (2003). *L'insécurité sociale*. Paris.
- Keller, Carsten und Franz Schultheis (Hrsg.) (2008). *Urban riots and youth violence: German and French perspectives*. Zürich.
- Schultheis, Franz (2004). „Der Arbeiter: eine verdrängte gesellschaftliche Realität.“ In Stéphane Beaud und Michel Pialoux (Hrsg.), *Die verlorene Zukunft der Arbeiter: Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard*. Konstanz.
- Schultheis, Franz, Michael Gemperle und Berthold Vogel (Hrsg.) (2010). *Ein halbes Leben: Biografische Zeugnisse aus einer Arbeitswelt im Umbruch*. Konstanz.

- Schultheis, Franz und Kristina Schulz (Hrsg.) (2005). *Gesellschaft mit begrenzter Haftung: Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*. Konstanz.
- Schultheis, Franz und Michel Vuille (Hrsg.) (2007). *Entre flexibilité et précarité – Regards croisés sur la jeunesse*. Paris.
- Treanor, Paul (2005). Neoliberalism: origins, theory, definition, 2. Dezember 2005 (<<http://web.inter.nl.net/users/Paul.Treanor/neoliberalism.htm>> [November 2010]).
- Weber, Max (1973a). *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen.
- Weber, Max (1973b). *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen.

Wenn „Integrationsmassnahmen“ der Sozialhilfe ausgrenzen. Zur gesellschaftlichen Doppelfunktion von *Workfare*

KURT WYSS

Einleitung

Im Jahr 2009 veröffentlichte das Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO) eine Studie, die sich empirisch mit den Wirkungen von Integrationsmassnahmen der Sozialhilfe auseinandersetzt (Aeppli/Ragni, 2009). Das zentrale Ergebnis der Studie, das im Herbst 2009 auch in den schweizerischen Medien breite Beachtung fand, ist bemerkenswert: Die vonseiten der Sozialämter verfügbaren sogenannten Integrationsmassnahmen (Beschäftigungsprogramme, Schulungen, Beratungen et cetera) wirken sich auf die Betroffenen mehrheitlich nicht etwa positiv, sondern negativ aus. Diejenigen Sozialleistungsbezügerinnen und -bezüger, die eine „Massnahme“ durchlaufen, finden signifikant weniger häufig in den ersten Arbeitsmarkt zurück als diejenigen, die keine „Massnahme“ durchlaufen. Dabei wurden in der Studie mögliche verzerrende Effekte – wie etwa, dass „Integrationsmassnahmen“ eher bei Personen mit schlechteren Integrationschancen angeordnet werden und die negativen Folgen sich damit erklären liessen – statistisch kontrolliert und als Erklärung ausgeschlossen. Die kontraproduktiven und also ausgrenzenden Wirkungen von „Integrationsmassnahmen“ bleiben unabhängig davon bestehen, gegenüber wem sie verfügt werden. Aufgrund ihrer Ergebnisse gelangen die Autoren zum bemerkenswerten Schluss: „Keine Massnahme“ zu verfügen ist in

Resümee

BERNHARD HAUPERT / SUSANNE MAURER /
SIGRID SCHILLING / FRANZ SCHULTHEIS

Dieser Sammelband thematisiert grundlegende sozialstrukturelle Veränderungen unserer Gegenwartsgesellschaften und deren Auswirkungen auf die Soziale Arbeit. Doch wie begegnet Soziale Arbeit den aktuellen politischen und ökonomischen Entwicklungen und Diskursen? Welche Position nimmt Soziale Arbeit also „in“ und „zu“ Gesellschaft ein, und welche sollte oder könnte sie gemäss ihren eigenen Ansprüchen einnehmen?

Die verschiedenen Beiträge zeigen, dass sich die Binnenstruktur des Sozialen durch den neoliberalen Staat stark verändert hat. Der allmähliche Abbau sozialer Sicherung, damit verbunden eine wachsende Akzeptanz sozialer Ungleichheit, ein sich verändernder sozialer und ökonomischer Habitus und die drohende Einschränkung demokratischer Rechte sind dabei zentrale Befunde. Es kann tatsächlich von einer Transformation des Wohlfahrtsstaates gesprochen werden. Soziale Arbeit ist durch diese Entwicklungen vor veränderte Ausgangslagen gestellt.

Wie weit kann und sollte Soziale Arbeit – neben der praktischen Hilfe, die sie leistet und leisten muss – den status quo sowie die gesellschaftlich vorgegebenen Rahmenbedingungen in Frage stellen und ihnen kritisch entgegentreten? Wie kann sie vermeiden in einer unreflektiert-affirmativen Praxis aufzugehen, in der sie selbst auch aktiv Ordnungs-, Normalisierungs- und Kontrollfunktionen übernimmt? Wie kann Soziale Arbeit zu einer professionellen und gesellschaftlichen Praxis werden, die „nicht dermassen registert“?

In einer Zeit zunehmender gesellschaftlicher Widersprüche und Spannungen sowie ausgeprägter Prekarisierung breiter Bevölkerungsschichten droht immer die Gefahr, dass die Opfer dieser

Entwicklungen neben ihren materiellen Mangellagen und Nöten obendrein noch zur Zielscheibe populistischer Ressentiments werden und man sie stigmatisiert als diejenigen, die in der „sozialen Hängematte“ versorgt sind. Der symbolischen Gewalt, die in solchen Zeiten gesellschaftlicher Verhärtungen verstärkt zum Ausbruch und Ausdruck kommt, gilt es mit Entschiedenheit entgegenzutreten, und hier sind insbesondere jene gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteure gefragt, die durch ihren täglichen Umgang mit den Betroffenen davon Zeugnis ablegen können, wie sehr die populistischen Vorurteile die Realität auf zynische, ja geradezu obszöne Weise verdrehen. Allerdings geraten die Akteurinnen und Akteure schnell in Gefahr, selbst ins Ziel solcher Hetze zu rücken und als Sympathisanten und „Anwälte“ der als Nutzniesser des Wohlfahrtsstaats stigmatisierten Gruppen abgetan zu werden. Tatsächlich ist es so, dass die „linke Hand“ des Staates (Bourdieu) und ihre Akteure in Zeiten kollektiver Verunsicherung als purer Kostenfaktor und als „Ausgabenseite“ mit dem Generalverdacht verschwenderischen Umganges mit immer knapperen öffentlichen Mitteln konfrontiert werden. Die Notwendigkeit sozialer Unterstützung und einer für alle gedachten sozialen Infrastruktur büsst bei den sich zuspitzenden Verteilungskämpfen, vor allem was das Drohgemälde eines Wohlstandsverlustes in der Mitte der Gesellschaft betrifft, an Konsensfähigkeit ein.

Will man die – immer auch bedrohten – Ressourcen an Solidarität in unserer Gesellschaft stärken, so bedarf es ständiger Aufklärungsarbeit über die gesellschaftlichen Strukturen und Prozesse, welche Phänomene der Armut, Ausgrenzung und Prekarität hervorbringen. Vor allem bedarf es empirisch gesättigter Zeugnisse aus der Praxis Sozialer Arbeit zu Prozessen der Prekarisierung und sozialen Abstiegs in genau dieser Mitte der Gesellschaft, welche verdeutlichen können, dass fast jede und jeder in den gesellschaftlichen Mahlstrom geraten kann, und dass Ereignisse wie Arbeitsplatzverlust oder Scheidung leicht eine solche „Rolltreppe abwärts“ in Gang setzen können. Es muss also immer wieder öffentlich vor Augen geführt werden, dass wir es nicht einfach mit

einem Randphänomen randständiger Gruppen zu tun haben, sondern mit Erosionsprozessen im Innern unserer Gesellschaft.

Auch gilt es, kollektiv gegen die normativen Überforderungen anzugehen, mit denen sich Arbeitnehmende heute unter den Labels „Employability“ und „Flexibility“, „Selfhelp“ und „Selbstmanagement“ konfrontiert sehen. Und es gilt, immer wieder darauf hinzuweisen, wie mit diesen dem heutigen Zeitgeist entsprechenden Erwartungen an das sogenannte „Humankapital“ viele Mitmenschen in psychische Leiden bis hin zum Burn-out getrieben werden – durch die Intensivierungen und Beschleunigungen in der Arbeitswelt. Diesem Zeitgeist entgegenzutreten erfordert viel Zivilcourage, und diese muss kollektiv organisiert und ausgedrückt werden, denn als Einzelkämpferin und Einzelkämpfer stösst man rasch an seine Grenzen. Es gibt eine Vielzahl an sozialen Bewegungen und politischen Gruppierungen, von der Frauenbewegung über die Arbeitslosenbewegung bis hin zu Attac oder Occupy, die für solche Werte eintreten. Die Vertreterinnen und Vertreter der Sozialen Praxis könnten hier für ihre gesellschaftspolitischen Belange sicherlich Unterstützung finden.

Wichtig erscheint uns aber auch, dass Soziale Praxis und Sozialwissenschaftliche Forschung und Theorie Hand in Hand an die gemeinsamen Fragen herangehen und gemeinsam an einer praxisorientierten, kritischen Zeit- und Gesellschaftsdiagnostik arbeiten. Auch hier gibt es grossen Nachholbedarf, denn die „Sozialkritik“ wurde in den letzten zwei Jahrzehnten stark zugunsten der „Künstlerkritik“ (Boltanski und Chiapello) an den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen vernachlässigt. Sie jetzt wieder „gesellschaftsfähig“ zu machen, dürfte angesichts der enormen sozialen Verwerfungen und Brüche unserer Gegenwartsgesellschaften kein Problem mangelnder Plausibilität sein, sondern eher ein Problem fehlenden Engagements.

Wie soll also die Soziale Arbeit all diesen Herausforderungen begegnen? Eine Möglichkeit dazu sehen manche Autorinnen und Autoren des Sammelbandes in der Dechiffrierung von Macht im Bündnis mit gesellschaftskritischen Akteursgruppen. Dies eröff-

ne die Möglichkeit, das Soziale zu gestalten und eine Kultur der Solidarität zu entwickeln. Wichtig erscheint in jedem Fall eines: die Belebung der politischen Dimension Sozialer Arbeit. Das bedeutet vor allem, den gesellschaftskritischen Diskurs über soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit aufzugreifen und – vor dem Hintergrund der eigenen Expertise – mitzugestalten.

In den Praktiken konkreter Hilfeleistung kommt es darauf an, Optimierungsdiskursen, zugespitzten Vorstellungen vom „Arbeitskraftunternehmer“ sowie der Zuschreibung allein individueller Verantwortung für die eigene Lebenssituation gleichermassen zu widerstehen. Demgegenüber wären neue Kooperations- und Partizipationsformen zu entwickeln, die ein gelingenderes Leben unterstützen.

Welche Voraussetzungen braucht Soziale Arbeit, um sich in dieser Perspektive entwickeln und realisieren zu können? Wie kann sie vor dem Hintergrund entsprechender Makro-Analysen ihre eigene Handlungsfähigkeit in auch selbstkritischer Weise kultivieren?

Die Verstrickungen der Sozialen Arbeit in das Geschäft der „Regierung“ (als Menschenführung im Sinne Foucaults) sind sicherlich zu reflektieren. Dennoch ist Soziale Arbeit historisch und gegenwärtig auch eine soziale Ungleichheit problematisierende Akteurin und hat eine Gedächtnisfunktion im Hinblick auf soziale Konflikte und den gesellschaftlichen Umgang mit Andersheit. Wenn diese Aspekte vergewissert und als Potential wie Ressource genutzt werden, kann Soziale Arbeit sich tatsächlich so positionieren und konkret gestalten, dass sie „nicht dermassen regiert“.

Allerdings wären entsprechende Voraussetzungen dafür auch im Kontext der Ausbildungen und Studiengänge Sozialer Arbeit zu schaffen, z. B. über einen dezidiert gesellschaftstheoretischen, aber auch praxistheoretischen Zugang, über die Thematisierung der Sozialen Fragen der Zeit, mit all ihren Implikationen für gesellschaftlichen Auftrag und professionelles Selbstverständnis Sozialer Arbeit, die auch in ihren Spannungen und Widersprüchlichkeiten wahrgenommen und bearbeitet werden müssen.

Autorinnen und Autoren

CHRISTOPH BUTTERWEGGE ist Professor für Politikwissenschaft an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln.

BERNHARD HAUPERT ist Professor für Soziologie an der Katholischen Hochschule Mainz, FB Soziale Arbeit.

TIMM KUNSTREICH ist emeritierter Professor für Theorien und Methoden Sozialer Arbeit an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit und Diakonie Hamburg.

UELI MÄDER ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und an der Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW). Er leitet das Institut für Soziologie und das Nachdiplomstudium in Konfliktanalysen.

SUSANNE MAURER ist Professorin für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik an der Philipps-Universität Marburg.

PATRICK OHELER ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialplanung und Stadtentwicklung an der Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW).

INGO SCHENK ist Grundsatzreferent beim Landesjugendpfarramt der Evangelischen Kirche der Pfalz.

SIGRID SCHILLING ist Professorin an der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) mit den Themenschwerpunkten Geschichte und Theorien der Sozialen Arbeit, Diagnostik und Intervention.

FRANZ SCHULTHEIS ist Professor für Soziologie an der Universität St. Gallen.

STEPHANIE WEISS ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialplanung und Stadtentwicklung an der Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW).

KURT WYSS ist Soziologe mit eigenem Büro für Sozialforschung in Zürich.